

Kalif Storch

Autor(en): **Hauff, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1951-1952)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kalif Storch

Wilhem Hauff

Der Kalif Chasid zu Bagdad sass einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sofa; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heisser Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, dass es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Grossvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittage kam er nun auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif tat die Pfeife ein wenig aus dem Mund und sprach: «Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Grossvezier?»

Der Grossvezier schlug seine Arme kreuzweise über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: «Herr, ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiss ich nicht, aber da unten am Schloss steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, dass es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.»

Der Kalif, der seinem Grossvezier schon lange gerne eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer heraufzuholen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waren hatte. Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämmen. Der Kalif und sein Vezier musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer keinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob darin auch noch Waren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Pa-

pier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnten. «Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mekka auf der Strasse fand», sagte der Krämer, «ich weiss nicht, was sie enthalten; Euch stehen sie um geringen Preis zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen.» Der Kalif, der in seiner Bibliothek gerne alte Manuskripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entliess den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wissen, was die Schrift enthalte und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der sie entziffern könne. «Gnädigster Herr und Gebieter», antwortete dieser, «an der grossen Moschee wohnt ein Mann; er heisst Selim, der Gelehrte, der versteht alle Sprachen. Lass ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Züge.»

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. «Selim», sprach zu ihm der Kalif, «Selim, man sagt, du seiest sehr gelehrt; guck einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir; kannst du es nicht, so bekommst du zwölf Backenstrieche und fünfundzwanzig auf die Fusssohlen, weil man dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt. Selim verneigte sich und sprach: «Dein Wille geschehe, o Herr!» Lange betrachtete er die Schrift; plötzlich aber rief er aus: «Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich lass mich hängen.» — «Sag, was drin steht», befahl der Kalif, «wenn es Lateinisch ist.»

Selim fing an zu übersetzen: «Mensch, der du dieses findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: Mutabor, der kann sich in jedes Tier verwandeln, und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten und spreche jenes Wort. Aber hüte dich, wenn du verwandelt bist, dass du nicht lachest, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtnis und du bleibst ein Tier.»

Als Selim, der Gelehrte, also gelesen hatte, war der Kalif über die Massen vergnügt. Er liess den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entliess ihn. Zu seinem Grossvezier aber sagte er: «Das heiss ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, bis ich ein Tier bin! Morgen früh kommst du zu mir. Wir gehen dann miteinander aufs Feld, schnupfen etwas wenig aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird!»

*

Kaum hatte am anderen Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Grossvezier erschien, um ihn auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, macht er sich mit dem Grossvezier ganz allein auf

den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probieren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Tiere, namentlich Störche gesehen habe, die durch ihr gravitätesches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teiche zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf und ab gehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich hinklappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieser Gegend zuschweben.

«Ich wette meinen Bart, gnädiger Herr», sagte der Grossvezier, «diese zwei Langfüssler führen jetzt ein schönes Gespräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?»



Ruine Chella in Sale-Rabat

Foto H. P. Roth

«Wohl gesprochen!» antwortete der Kalif. «Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. — Richtig! Dreimal gen Osten geneigt und Mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber ums Himmels willen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!»

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Grossvezier an, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: Mutabor!

Da schrumpften ihre Beine ein, und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüsse, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

«Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Grossvezier», sprach nach langem Erstaunen der Kalif. «Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen.»

«Danke untertänigst», erwiderte der Grossvezier, indem er sich bückte, «aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig ist, dass wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich storchisch können?»

Indessen war der andere Storch auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel seine Füsse, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

«Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?»

«Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eidechs gefällig oder ein Froschschenkelein?»

«Danke gehorsamst; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im stillen etwas üben.»

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fusse stand und

mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da konnten sich die beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltbares Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit wieder erholten. Der Kalif fasste sich zuerst wieder: «Das war einmal ein Spass», rief er, «der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade, dass die dummen Tiere durch unser Gelächter sich haben verschrecken lassen, sonst hätten sie gewiss auch noch gesungen!»

Aber jetzt fiel es dem Grossvezier ein, dass das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er teilte seine Angst deswegen dem Kalifen mit. «Potz Mekka und Medina! Das wäre ein schlechter Spass, wenn ich ein Storch bleiben müsste! Besinne dich doch auf das dumme Wort; ich bringe es nicht heraus»

«Dreimal nach Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu — Mu — Mu —»

Sie stellten sich gen Osten und bückten sich in einem fort, dass ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten. Aber, o Jammer! Das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft auch der Kalif sich bückte, so sehnlichst auch sein Vezier Mu — Mu dazu rief: jede Erinnerung war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

*

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder; sie wussten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchhaut konnten sie nicht heraus; in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich erkennen zu geben: denn wer hätte es einem Storch geglaubt, dass er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit; denn sie befürchteten, sich mit solchen Leckerbissen den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, dass sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie grosse Unruhe und Trauer in den Strassen. Aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung sassen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Strasse einen prächtigen Aufzug. Trommeln

und Pfeifen ertönten; ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel sass auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern. Halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrien: «Heil Mizra, dem Herrscher von Bagdad!» Da sahen die beiden Störche auf dem Palaste einander an, und der Kalif Chasid sprach: «Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Grossvezier? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschmur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen

zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht dass an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.»

Sie erhoben sich vom Dache des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber gar nicht gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. «O Herr», ächzte nach ein paar Stunden der Grossvezier, «ich halte es mit Eurer Erlaubnis nicht mehr lange aus; Ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir täten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.»

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Tale eine Ruine erblickte, die ein



*Turm der Ruine Chella
in Sale-Rabat*

Foto H. P. Roth

Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloss gewesen zu sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor; mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. «Herr und Gebieter», flüsterte er leise, «wenn es nur nicht töricht für einen Grossvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zumute, denn hier daneben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.» Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen als einem Tier anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchflügel ein tapferes Herz schlug, riss sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finsternen Gang. Bald war er an einer Türe angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er stiess mit dem Schnabel die Türe auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine grosse Nacht-eule am Boden sitzen. Dicke Tränen rollten ihr aus den grossen Augen, und mit heiserer Stimme stiess sie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indes auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Tränen aus dem Auge, und zum grossen Erstaunen der beiden rief sie in gutem menschlichem Arabisch: «Willkommen, ihr Störche, ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung; denn durch Störche werde mir ein grosses Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden!»

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füsse in eine zierliche Stellung und sprach: «Nacht-eule! Deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach! Deine Hoffnung, dass durch uns deine Rettung kommen werde, ist ver-

geblich. Du wirst unsere Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst.» Die Nacht-eule bat ihn zu erzählen; der Kalif aber hob an und erzählte, was wir bereits wissen.

*

Als der Kalif seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: «Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater ist der König von Indien. Ich, seine einzige unglückliche Tochter, heisse Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der Euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und beehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, liess ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wusste sich unter einer anderen Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trunk bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken wurde ich ohnmächtig; er brachte mich hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

«Da sollst du bleiben, hässlich, selbst von den Tieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer dich aus freiem Willen, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.»

Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel; die schöne Natur ist mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgiesst, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.»

Die Eule hatte geendet und wischte mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Tränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. «Wenn mich nicht alles täuscht», sprach er, «so besteht zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?» Die Eule antwortete ihm: «O Herr! auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, dass ein Storch mir ein grosses Glück bringen werde, und ich wüsste vielleicht, wie wir uns retten könnten.» Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie meine. «Der

Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat», sagte sie, «kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählten einander ihre schändlichen Werke; vielleicht dass er dann das Zauberwort, das Ihr vergessen habt, ausspricht.»

«O teuerste Prinzessin», rief der Kalif, «sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?»

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: «Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen.»

«Sprich aus! Sprich aus!» schrie Chasid. «Befiehl, es ist mir jede recht.»

«Nämlich ich möchte auch gerne zugleich frei sein; dies aber kann nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht.»

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinauszugehen.

«Grossvezier», sprach vor der Tür der Kalif, «das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen.»

«So?» antwortete dieser, «dass mir meine Frau, wenn ich nach Hause komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann und Ihr seid noch jung und unverheiratet und könnt eher einer jungen schönen Prinzessin die Hand geben.»

«Das ist es eben», seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen liess, «wer sagt dies denn, dass sie jung und schön ist? Das heisst eine Katze im Sack kaufen!»

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu. Endlich aber, als der Kalif sah, dass sein Vezier lieber Storch bleiben, als die Eule heiraten wollte, entschloss er sich, die Bedingung selbst zu erfüllen. Die Eule war hochofrenut. Sie gestand ihnen, dass sie zu keiner besseren Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verliess mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen. Sie gingen lange in einem finsternen Gang hin; endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, riet ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen grossen Saal übersehen. Er war rginsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen

und ausgesuchten Speisen bedeckt. Rings um den Tisch zog sich ein Sofa, auf welchem acht Männer sassen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nachbar forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Taten zu erzählen. So berichtete er unter anderem auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

*

«Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?» fragte ihn ein anderer Zauberer. «Ein recht schweres lateinisches, es heisst *Mutabor*.»

Als die Störche in ihrer Mauerlücke dieses hörten, gerieten sie vor Freude beinahe ausser sich. Sie liefen auf ihren langen Füssen so schnell dem Tore der Ruine zu, dass die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: «Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns getan, mich zum Gemahl an.» Dann aber wandte er sich gen Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg; *Mutabor* riefen sie und im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand. «Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?» sagte sie. Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, dass er ausrief, es sei sein grösstes Glück, dass er Storch geworden sei.

Die drei zogen nun miteinander Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit dem Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an die Tore von Bagdad. Dort aber erregten die Ankunft des Kalifen grosses Erstaunen. Man hatte ihn für tot ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Hass gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte und liess ihn dort aufhängen. Dem Sohne aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, liess der Kalif die Wahl, ob er sterben

oder schnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Grossvezier die Dose. Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelten ihn in einen Storch. Der Kalif liess ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin. Seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Grossvezier nachmittags besuchte; da sprachen sie dann oft von ihrem Storchententeuer, und wenn der Kalif recht heiter war, liess er sich herab, den

Grossvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausgesehen hatte. Er ging dann ernsthaft, mit steifen Füssen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen wie mit Flügeln und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu-Mu- dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine grosse Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu-Mu- schrie, dann drohte ihm der Vezier, er wolle das, was vor der Türe der Prinzessin *Nachteule* verhandelt worden sei, der Frau *Kalifin* mitteilen.

Kleine Liebesgeschichte

Sie waren im Büro einer grossen Firma angestellt und liebten einander; da ihre Gefühle aber noch unerschlossen und verschüchtert in ihrem Inneren ruhten, wagten sie nicht, davon zu sprechen.

Gewöhnlich gingen sie einfach spazieren. Er hatte ihr erzählt, dass er mit seinem Geld sehr sparsam sein müsse, dass er etwas zurücklegte, denn er wollte vorwärts kommen, um irgend etwas in der Welt zu erreichen, und sie verlangte deshalb niemals das Geringste, nicht einmal eine Tasse Kaffee oder Süssigkeiten. «Wir können uns auch sonst unterhalten», meinte sie.

Manchmal an regnerischen Abenden sassen sie unter dem schützenden Dach einer Kirche nebeneinander und hielten einander bei den Händen. Dann sprach er flüsternd davon, dass sie aufs Land hinausfahren könnten oder in den Wald und dachte an heimliche Verstecke zwischen Gebüsch, am Ufer eines glitzernden Baches. Aber sie erwiderte immer, ihr genüge es, durch die Strasse zu streifen und irgendwo zu sitzen.

Doch eines Abends, es war gegen Ende des Sommers und der Mond schwamm über drohenden Gewitterwolken, schlenderten sie durch eine kleine Parkanlage und liessen sich auf einer Bank nieder. In der Nähe stand eine trübe Lampe, die von Schwärmen von Mücken verdunkelt wurde. Da legte er seinen Arm um ihre Schulter und zog sie brüsk an sich, um sie zu küssen. Doch sie wendete sich erschreckt ab und flüsterte:

«Lass doch. Es war so schön bis jetzt», und als er nicht antwortete, sondern sich zurücklehnte und den Mond anstarrte, fragte sie: «Bist du jetzt böse auf mich?»

Er fühlte sich schmerzhaft betrogen und murmelte: «Ach, es ist schon recht.» Aber er fror plötzlich und war verzweifelt.

Sie verliessen schweigend die Anlage, und indessen sie fremd nebeneinander dahinschritten, bemerkte er im Mondlicht, dass sie leise in sich hineinweinte; das machte ihn noch unglücklicher und, weil ihn nichts anderes einfiel, das sie hätte trösten können, sagte er bedrückt: «Es wird bald regnen.» Gleichsam als Antwort zerrissen Blitze den Himmel, der Donner dröhnte in der Ferne und ein kühler Wind wehte durch die Strassen. Strassen. Dann fielen die ersten Tropfen.

Als sie bei ihrem Haus anlangten, zog sie ihn in den Hausflur und nahm seine Hand. «Du kannst jetzt nicht gehen», sagte sie. «Warte, bis der Regen aufhört.»

Er nickte und machte ein verschlossenes Gesicht. Da hing sie ihren Arm in den seinen und er presste ihn an sich, zögernd am Anfang und erst allmählich fester, von dieser Vertraulichkeit verwirrt.

Und so — trunken von einem rätselhaften Glücksgefühl, das sie mit einem Mal erfasst hatte, dessen Ursache sie nur ahnten, ohne es jedoch ganz zu begreifen, blickten sie, eng aneinander geschmiegt, in das Gitterwerk des Regens.

Das Wetter entlud sich jetzt mit grosser Gewalt, es blitzte ohne Unterbrechung und der Donner schien krachend über ihren Köpfen zusammenzuschlagen. Doch sie nahmen nichts davon wahr. Sie empfanden weder Furcht, noch wünschten sie, dass es endlich aufhören würde zu toben — sie hörten nur ihre Herzen schlagen und der Regen strömte rauschend wie das Blut in ihren Adern.